

Tages-Anzeiger: 53; 14.11.2008

Wenn alles erklärt ist, bleibt noch die Seele

Daniel Hell

Die Seele erlebt heute eine erstaunliche Renaissance. Offenbar ist sie für den Menschen so wichtig wie Wasser und Brot. Warum eigentlich?

In mittelalterlichen Gemälden wurde die Seele als winziges Menschlein abgebildet, das dem sterbenden Menschen durch den Mund entweicht. Um das Wegfliegen der Seele zu ermöglichen, war in alten Bündner Häusern ein besonders geschmücktes kleines Fenster vorgesehen. Dieses durfte für nichts anderes gebraucht werden als für das Entweichen der flugfähig vorgestellten Seele beim Sterben eines Hausbewohners.

Die Vorstellung, dass die Seele fähig ist, den menschlichen Körper zu verlassen, ist uralte. Die meisten frühgeschichtlichen Kulturen kennen eine sogenannte Frei- oder Exkursions-Seele. Sie wurde oft in menschlicher Gestalt vorgestellt. Aber auch geflügelte Lebewesen, insbesondere Vögel, dienten zur Versinnbildlichung der Seele.

Solche visuellen Konkretisierungen der Seele sind uns fremd geworden. Wir können sie allenfalls noch als Allegorien verstehen, aber nicht mehr als realen Teil von uns selbst annehmen. Zu sehr sind wir durch die technische Visualisierung und naturwissenschaftliche Vermessung der Welt von einem anderen Bildverständnis geprägt. Es fällt uns schwer, unsere Seele als optisches Abbild unseres Körpers vorzustellen angesichts aller Fotografien und Schemata, die wir von unserer Umwelt und unseren Körperorganen verinnerlicht haben. «Einen Vogel zu haben» bedeutet denn auch alles andere als eine unbeeinträchtigte Seele zu besitzen. Vielmehr erklärt dieser umgangssprachliche Ausdruck einen Menschen für etwas verrückt.

Trotzdem lässt uns die Vorstellung, eine Seele zu haben, nicht los. Auch wenn wir nicht mehr versuchen, der Seele eine Gestalt zuzuschreiben und mittlerweile auch davon Abstand nehmen, sie als lokalisierbares Organ festzumachen – wie das noch der grosse französische Philosoph Descartes im 17. Jahrhundert anhand der Zirbeldrüse versuchte –, so macht die Rede von der Seele für die meisten Menschen doch Sinn. Kaum jemand will sich selber als seelenlosen Apparat verstehen. In der Moderne ist zwar versucht worden, die Seele durch andere Begriffe wie «Subjekt», «Psyche» oder «Selbst» zu ersetzen, um dem Skandalon

der historischen Seelenvorstellung zu entgehen. Aber keiner dieser Begriffe vermochte sich anhaltend durchzusetzen. Anders die bereits von materialistischen Psychologen im 19. Jahrhundert tot gesagte und im 20. Jahrhundert von den Universitäten verschwiegene Seele. Sie erlebt heute eine erstaunliche Renaissance, zum einen in der Umgangssprache und in den Medien, zum andern in Artikeln und Büchern. Dieser Boom der Seele schlägt sich statistisch in einer schwindelerregenden Zahl von Google-Einträgen zum Begriff «Seele» wieder.

Was aber macht die Seele in der rationalen und naturwissenschaftlich geprägten Spätmoderne so unersetzlich? In der nötigen Kürze möchte ich dafür zwei Argumente anführen, nämlich den Reichtum der traditionellen Seelenvorstellungen und das Ungenügen von naturalistischen Erklärungen, die ohne Seele auskommen.

In Mythos und Kunst ist eines der am schönsten und häufigsten verwandten Bilder für die Seele die Taube. Sie symbolisiert als Seelenvogel die Lebendigkeit und Vitalität. Die Darstellung des Seelenvogels findet sich bereits vor 15000 Jahren an die Wände der Höhlen von Lascaux gemalt. Die Taube ist aber nicht nur Symbol der Seele, sondern auch ein Symbol der Hoffnung, der Freiheit, der Liebe, des Geistes und des Friedens. Damit verbindet sich, wie im Folgenden illustriert, die Seelensymbolik der Taube mit den höchsten Werten des Abend- und Morgenlandes.

In der biblischen Geschichte der Sintflut liess Noah zunächst einen schwarzen Raben ausfliegen, der nicht mehr zurückkam. Danach liess er eine Taube fliegen. Sie brachte als erstes Lebenszeichen einen Ölzweig in ihrem Schnabel mit sich. Die Taube als Symbol der Hoffnung. Im Hohelied Salomos nistet die Wildtaube in felsigen Klüften, also dort, wo niemand hinkommt. Die Taube als Symbol der Freiheit. Das Hohelied besingt aber auch die Turteltaube als Symbol der Liebe. Im frühen Christentum wurde die Taube zum Symbol des Heiligen Geistes. Die Taube ist zudem bis in die Neuzeit hinein ein Sinnbild des Friedens. Als Friedenstaube, besonders bekannt in der Darstellung von Picasso, wurde sie zum Menschheitssymbol voll tiefer Sehnsucht.

Alle diese Symbolisierungen, vom Identität stiftenden Totemtier bis hin zur Friedenstaube als Abbild säkularer Humanität, haben etwas gemeinsam: Sie sind Ausdruck für ein Erleben, das mit den äusseren Augen nicht einzufangen ist, aber für den Menschen und seine Selbstentwicklung so wichtig ist wie Brot und Wasser für den Körper. Nicht nur die Seele, auch die seelische Nahrung lässt sich nicht verdinglichen. Nur symbolisch lässt sich darauf verweisen. So zeigen die Taubengeschichten, was im Leben wirklich zählt, etwa wenn in der Geschichte Noahs die Taube mit dem Lebenszweig zurückkehrt, während sich der Rabe am

Aas guttut und der Arche fern bleibt. Es ist kein Zufall, dass auch in sakralen Darstellungen der Trinität die Taube (als Symbol der reinen Seele) meist zwischen Gottessohn und Gott dargestellt wird. Die Taube verbindet. Sie steht für das «Zwischen», das personale Dritte, das Menschen, die sich lieben, als Einheit erleben lässt, ohne dass sie ihr Selbstsein verlieren. Das Seelische hat mit Beziehung zu tun. Es schafft Resonanz und lässt mit-schwingen.

Diesem Unfassbaren haben sich seit der griechischen Antike auch die Philosophen und Denker immer wieder neu zugewandt. Statt die Seele bildlich und konkret darzustellen, haben sie sie abstrakt zu umschreiben versucht. Aber Grundlage ihres Nachdenkens blieb eine tiefe Anteilnahme am Sein der Menschen und ihrer Mitwelt. Sie haben gegenüber der Welt nicht einen Standpunkt von aussen eingenommen, sondern waren innerlich ergriffen von dem, was ist und dass es überhaupt ist. In rationaler Sprache wurde die Seele mehr und mehr als Empfangsstelle verstanden, als eine Art Resonanzboden für den Widerhall des alles umfassenden Seins. Schon für den vorsokratischen Philosophen Heraklit war die Seele nicht einfach ein Organ oder ein lokalisierbarer Ort im Menschen, auch kein vorhandenes Ding, sondern etwas Unerschöpfliches, das teilhat am ganzen Sein. In diesem Zusammenhang ist auch sein ebenso grossartiger wie bekannter Satz zu verstehen: «Der Seele Grenzen kannst du im Gehen nie erreichen, und wenn du jeglichen Weg zu Ende gingest, einen so tiefen Sinn hat sie.» (Fragment 45).

Philosophisches Nachdenken über die Seele hat in den letzten Jahrtausenden zu einer ausserordentlichen Ausdifferenzierung unterschiedlichster Vorstellungen über die Seele geführt. Die Vielfalt der entwickelten Konzepte mag verwirren. Sie zeigt aber nur, dass die Beschäftigung mit dem Seelischen ein herausragendes Charakteristikum der Menschen ist. Es gibt wohl keinen anderen Begriff, der das abendländische Verständnis vom Menschen über Jahrtausende so stark geprägt hat wie die Seele, angefangen bei den animistischen Seelenfiguren von Urkulturen über die Idee einer immateriellen und unsterblichen Substanz in der Antike bis hin zur Seele als erkennendem Subjekt in der Moderne.

Der philosophische Versuch, die Seele rational zu durchdringen und abstrakt zu fassen, führte nicht nur zu komplizierten Formulierungen und teilweise zur Verwendung einer abgehobenen Kunstsprache, die sprachanalytische Philosophen wie Wittgenstein zum Widerspruch reizte. Abstrakte Definitionsversuche der Seele stiessen auch immer wieder an unüberwindbare Grenzen, weil ihre Unmittelbarkeit auf diese Weise nicht eingefangen werden konnte.

So ist selbst Platon in seinen philosophischen Texten immer wieder auf die Bildersprache ausgewichen, um metaphorisch darzustellen, was er abstrakt nicht zu umschreiben vermochte. Platon findet das Bild eines geflügelten Gespanns, das sich aus einem guten und einem schlechten Pferd sowie dem Lenker zusammensetzt. Diese Dreiheit symbolisiert für Platon die Kräfte, aus denen sich die Seele seiner Lehre gemäss zusammensetzt: Begehren (das schlechte Pferd), Mut (das gute Pferd) und Vernunft (der Reiter). Je nachdem, ob Mut und Vernunft oder Begehren obsiegen, schwebt das Gespann zum Himmel oder fährt zur Erde. Der Sturz nach unten widerspiegelt die Inkarnation. Die Seele nimmt Wohnung im «Grab des irdischen Körpers». Gelingt es dem Lenker, einen Blick in den Himmel zu werfen, nimmt er das wahre Sein der Dinge wahr. Das sind für Platon die Ideen, die hinter allen Erscheinungen stehen.

Während es Platon mit diesem mythischen Bild gelingt, eine grosse seelische Dynamik unmittelbar zum Ausdruck zu bringen, kann er das Gleiche mit seinen abstrakten Beschreibungen – etwa seiner Ideenlehre – nur bedingt erreichen. Er verknüpft deshalb Logos und Mythos, sodass eine Art Gewebe aus narrativer Unmittelbarkeit und rationalem Nachdenken zustande kommt. Meditatives Innewerden und distanzierendes Überlegen ermöglichen ein Fortschreiten wie auf einem Teppich, der zugleich geometrisch gemustert und leiblich spürbar ist. «Sich beseelt dem Sein öffnen, um es rational zu fassen», so könnte man weite Strecken der Philosophiegeschichte wie in einer Nussschale zusammenfassen.

Die enorme Bedeutung der Seele für das menschliche Selbstverständnis hat mit der Erfahrung zu tun, dass es noch Räume und Zeiten gibt, von denen die Physik nichts weiss. Erst wenn diese anderen Erlebnisräume keine Beachtung mehr fänden, würde auch die Seele hinfällig. Anders gesagt: Nicht das rationale Denken bringt die Seele zu Fall, sondern der Verzicht auf ein Gewährwerden des Lebens mit den inneren Sinnen. Das Wort «Seele» ist näher mit symbolischen Begriffen wie Wahrheit, Offenheit und Vertrauen verwandt als mit Worten wie Gehirn oder Nerven, die auf einen Gegenstand verweisen. Auch wenn es in Zukunft gelingen dürfte, mit immer besseren Techniken immer feinere Gehirnvorgänge sichtbar zu machen, wird man keine Seele finden. Die Seele, die es – als verdinglichtes Objekt – gibt, gibt es nicht.

Die Moderne hat nicht nur die Welt verändert, sondern auch das Verständnis von uns selbst. Die Technisierung des Alltags, die Erkenntnisse der Naturwissenschaft und nicht zuletzt die Erforschung des Gehirns haben das seelische Erleben in neue Verhältnisse und Zusammenhänge gestellt. Durch die Fortschritte der Neurobiologie wurde die Seele viel stärker, als dies bisher der Fall war, mit dem Gehirn verknüpft. Das Sichtbarmachen elektrischer und

neurochemischer Vorgänge im Gehirn mittels bildgebender Verfahren («Imaging») führte dazu, dass zwischen seelischen Erlebensweisen und Gehirnprozessen zusehends weniger unterschieden wurde. Diese Entwicklung hatte sogar zur Folge, dass objektivierbare Hirnprozesse zur Stützung von Psychotherapieerfolgen herbeigezogen wurden, als ob nicht das Befinden eines kranken Menschen, sondern seine Hirnaktivität den Ausschlag über den Behandlungserfolg gäbe. Im Grunde stellt es keine Überraschung dar, dass Erlebensweisen mit Hirnaktivitäten korrelieren. Aber das Studium des Gehirns steht letztlich im Dienste des seelischen Befindens – und nicht umgekehrt.

Auch wenn man postuliert, dass seelisches Erleben und Gehirnvorgänge nur zwei Seiten des gleichen Phänomens darstellen, so ist der Zugang zu diesen zwei Seiten doch prinzipiell verschieden. Im einen Fall handelt es sich um einen privilegierten «subjektiven» Zugang aus erster Hand, im andern Fall um eine durch Drittpersonen überprüfbare Aussensicht.

Die Herausforderungen, dem seelischen Erleben gerecht zu werden, sind durch den technisch-wissenschaftlichen Fortschritt der letzten Jahrzehnte nicht kleiner geworden. Denn die Anwendung dieser Techniken kann uns auch von uns wegführen. Wir erhalten über die Visualisierung unserer Gehirnvorgänge ein Bild von uns, das etwas grundsätzlich anderes ist, als was wir innerlich erleben. Max Frisch formulierte in seinen Tagebüchern einmal knapp und präzise: «Denn das Fremdeste, was man erfahren kann, ist das Eigene einmal von aussen gesehen.»

Die Grenze der technisch-wissenschaftlichen Medizin liegt weniger in ihrer Entwicklungsfähigkeit, als in ihrem Ansatz. Sie bedarf einer Ergänzung. Gerade auch die faszinierenden neurowissenschaftlichen Fortschritte zwingen uns dazu, uns selbst neu zu finden. Indem sie uns aus der Perspektive der dritten Person – von aussen – immer genauer sehen lassen, sind wir darauf angewiesen, uns als Personen nicht zu verlieren. Wir sind, was wir sind, weil wir das, was sich von aussen an uns wahrnehmen lässt, mit unserem eigenen, inneren Leben verbinden können. Je stärker der Druck von aussen wird, desto wichtiger wird auch die Stärkung unseres inneren Erlebens. Man könnte schlagwortartig sagen: «Hightech macht Hightouch umso wichtiger.»

Im psychiatrischen Alltag begegne ich zunehmend häufiger psychisch leidenden Menschen, denen mit medikamentösen Mitteln nur punktuell geholfen werden kann, weil sie mangels Zuwendung und mangels verlässlicher zwischenmenschlicher Bindung innerlich verwildert oder verarmt sind. Sie schlagen sich wie *Enfants sauvages* durch die hoch technisierte Welt, oft ohne Hoffnung, etwas anderes als Drogen zur Linderung ihrer Not zu finden. Ihr Dasein

hat etwas Wüstenartiges. Es ist mit einer öden, weglosen und mitunter lebensbedrohlichen Wüste zu vergleichen, der Wüste als «Irrnis und Wirrnis».

Eines ist sicher: Die Seele ist kein Text, der gelesen oder dechiffriert werden kann. Nur was wir über sie sagen, ist dekonstruierbar, so auch mein Text. Die Seele ist als Anima abscondita (als verborgene Seele) eine Leerstelle nicht nur in der wissenschaftlichen Welt, sondern auch für uns selbst. Keine Analyse, kein Studium und kein Sich-Versenken kann sie definitiv fassen. Diese Suchweisen können einen Menschen in seinem Fühlen und Denken aber an einen Punkt bringen, an dem sich ein Sinn für die Seele öffnet. Die Seele steht dann für das, was offen bleibt, wenn alles erklärt ist.

Eine so verstandene Seele befreit den Menschen aus seiner Selbstbezogenheit und öffnet ihn für den andern. Sie schafft Resonanz für das, was über die körperlichen Sinne hinaus dem Menschen Sinn gibt, nämlich eine Person zu sein, die bei ihrem Namen gerufen werden kann.